

DIE DEUTSCHE  
ITERATUR

1770—1870

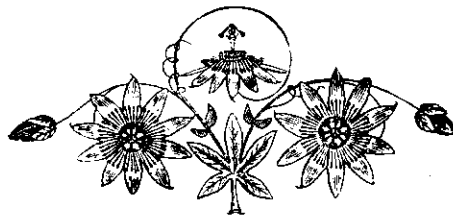
BEITRÄGE ZU IHRER GESCHICHTE

MIT BENÜTZUNG

HÄNDTSCHRIFTLICHER QUELLEN

VON

EDUARD GRISEBACH



WIEN

VERLAG VON L. ROSNER

22, TUCHLAUBEN, 22

1870



## VORWORT

**D**AS vorliegende buch ist kein compendium der literatur-geschichte. Es resumirt nur die anschauungen, die sich ein völlig ausserhalb der partien stehender beobachter über die literatur seines vaterlandes, im stetigen hinhlick auf die grössten und nationalsten erscheinungen des anstands, gebildet hat. Der verfasser weiss sehr wohl, dass diese seine individuelle und oft paradoxe ansicht einfach eine unständlichere und bessere begründung erheischt hätte, als ihm in diesem theils zu weilläufigen, theils zu aphoristischen werke die umstände zu geben, gestatteteten. Allein er fühlte sich gedrängt, wohl oder übel, eine abschliessende korrektur und un-arbeitung der seit 1870 unter seinem namen erschienenen, auf die deutsche literatur bezüglichen versuche zu geben, da er nunmehr von diesen bestrebungen für immer abschied genommen. Leider bedarf auch das gegenwärtige buch bereits heute, 7 monate nach-

dem das manuskript in die druckerei gesendet werden, eine nachträgliche (freilich gewiss nicht die einzige) verbesserung. In dem aufsatz über Bürger ist auf pag. 144 der absatz „Ausser“ bis „manuskripte“ folgendermaassen zu lesen:

„Ausser über die kritische philosophie, las er auch über ästhetik und geschichte. Einige aus dieser akademischen thätigkeit hervorgegangene abhandlungen, wie „die Republik Englands“, wurden verkehrterweise in Bürgers Werken reproducirt, und die ästhetischen vorlesungen nach seinem tode gedruckt und gleichfalls zum theil in die Werke aufgenommen. Die künftige kritische ausgabe wird an diesen hors d'oeuvre vorbeigehen, und nur die biographie wird einige charakteristische und noch heute beherzigenswerthe stellen herausheben und aufbewahren. So sagte Bürger in den vorlesungen über deutschen stil und sprache: „Ist irgend in dem ganzen gebiet der wissenschaften etwas werth, dass männer sich damit beschäftigen, so ist es die muttersprache.“ U. s. w.

*Smyrna, den 9. april 1875.*

*Dr. jur. Grisebach*  
*Kaiserlich Deutscher Kanzler.*



### INHALTSVERZEICHNISS.

	Seite
Einleitung . . . . .	I
G. C. Lichtenberg . . . . .	11
J. G. Herder . . . . .	80
G. A. Bürger . . . . .	108
Die Parodie in Oesterreich . . . . .	175
Die Romantik und Clemens Brentano . . . . .	214
Heinrich Heine . . . . .	254

Inedita . . . . . 8. 17—36. 68—72. 106. 270.





## G. A. BÜRGER.



Gottfried August Bürger wurde in der nacht des 31. december 1747 zu Mollerswende in der herrschaft Falkenstein, Bisthums Halberstadt, als das zweite kind des dortigen pfarrers, Johann Gottfried Bürger und Gertrud Elisabeth, tochter des hofesherrn Jakob Philipp Bauer zu Aschersleben, geboren.

Der vater war, nach des sohnes bericht\*) ein guter ehrlicher mann und mit mancherlei kennnissen versehen, aber er liebte eine ruhige bequemlichkeit und seine pfeife tabak so sehr, dass er immer erst einen anlauf nehmen musste, wenu er einmal ein viertelstündchen auf den unterricht seines sohnes verwenden sollte, dem daher die mutter das Donatpensum überhörte. Bürger schilderte seine mutter als

eine frau von den ausserordentlichsten geistesanlagen, die aber so wenig angebaut waren, dass sie kaum leserlich schreiben gelernt hatte. Bei gehöriger kultur würde sie die berühmteste ihres geschlechts geworden sein. Er äusserte mehrmals eine starke missbilligung verschiedener züge ihres charakters und glaubte daher von der mutter einige anlagen des geistes, von seinem vater aber eine übereinstimmung mit dessen moralischen charakter geerbt zu haben.

Der vater starb schon 1764 im 58. jahre, die mutter 1775; zwei kinder waren ihnen vorangegangen, während sich die älteste überlebende tochter an einen geistlichen inspektor zu Lösnitz im Erzgebirge, die jüngste, Friederike, an den amtsprokurator Müllner zu Langendorf bei Weissenfels verheirathet hatte. —

Gottfried August besuchte zuerst die schule zu Aschersleben, «von der er nachmals wegen seiner vielen losen streiche einen nnfreiwilligen abschied nehmen musste, hatte sich des rektor Aurbach absonderliche perrücke zum gegenstande seiner witze und spottgedichte erkoren».\*) Er wurde am 8. september 1760 im pädagogium zu Halle, auf kosten seines mütterlichen grossvaters, recipirt. Der inspekteur der anstalt trug über «den kleinen Bürger» folgende notiz in sein amtliches buch ein: «Bürger, des

\*) Bei Dr. Althoff, nachrichten von den vornehmsten lebensumständen G. A. Bürgers. Göttingen 1798.

\*) Nachrichten über die hiesigen prediger (der pfarre zu Westorf im Ascherslebischen, welche Bürgers vater kurze zeit vor seinem tode erhielt).

alten herrn provisors Bauer in Aschersleben enkel, hat ganz ungemene fähigkeiten und einen gleich grossen stolz.» Von besonderm interesse ist, dass der schüler zur feier des Hubertsburger friedens eine deutsche ode dichtete und vortrug; sowie auch einer ode in Klopstocks manier «Christus in Gethsemane» von ihm erwähnt wird.\*)

Was die solchergestalt mehrfach hervortretende poetische anlage betrifft, so berichtet Althoff darüber, dass der knabe ganz aus eigenem triebe und ohne andere muster, als welche bibel und gesangbuch ihm lieferten, anfang, metrisch völlig richtige verse zu machen, ehe er noch die allerersten elemente der grammatik erlernt hatte. Noch als mann that er sich oft etwas darauf zu gute, dass er in dieser rücksicht schon als knabe manche erwachsene und geschickte leute übertroffen hätte, die für einen fuss in der skansion zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze silbe, für einen unrichtigen reim, für einen männlichen oder weiblichen ausgang kein ohr haben.

In der bibel liebte er vorzüglich die historischen bücher, die Psalmen und Propheten, am allermeisten aber die Offenbarung Johannis.

Im gesangbuch waren seine Lieblingslieder: «Eine feste burg ist unser gott», dessen und der begeisterung, zu welcher es ihn oft erhoben,

\*) Daniel, Bürger auf der schule. Halle, 1845 (im «Bericht über das K. Pädagogium zu Halle.»)

er sich noch kurz vor seinem tode erinnerte; ferner «o ewigkeit, du donnerwort»; «du, o schönes weltgebäude»; und «es ist gewisslich an der zeit». «Schon als zehnjähriger knabe suchte er zuweilen die einsamkeit und liebte vorzüglich die freien grünen und mit sparsamem buschwerk bewachsenen hügel, wo er jeden busch, jede stauede, jeden distelkopf um sich her beleben konnte.»

Uebrigens erzählte er, dass er, ungeachtet aller schläge und anstrengungen von seiner seite, in zwei jahren noch nicht *mensa* dekliniren konnte, ob er gleich das ganze gesangbuch ohne schwierigkeit auswendig gelernt haben würde.

Von seiner gesammten schulzeit urtheilte er: es wäre sehr wenig, was er von lehrern oder aus büchern gelernt, da es ihm immer in den lehrstunden an aufmerksamkeit und ausser denselben an geduld gefehlt, ein buch anhaltend auszulesen. Er müsse sich oft innerlich wundern, wenn er einen blick in die vorrathskammer seiner kenntnisse thäte, wie und woher der plunder alle hineingekommen. Das meiste wäre ihmhie und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angefliegen.

Am 26. mai 1764 wurde der «der freien künste und wissenschaften befissene» nach dem willen seines grossvaters als theologe auf der universität Halle inskribirt. Er trieb jedoch mehr das studium der alten literatur und vertheidigte z. b. unter Meusels vorsitz mit beifall eine dissertation *De Lucani*

*Pharsalia*. Mit dem *Pervigilium Veneris* beschäftigte er sich kritisch, beabsichtigte einen kommentar darüber und schrieb eine reinfreie übersetzung. Sein hauptgönner war der herausgeber der «Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften», der durch Herder und Lessing literarisch hingerichtete professor Klotz, welcher sich auch durch seinen lebenswandel in Halle übel berüchtigt gemacht hatte. Sowohl durch seinen verkehr im Klotz'schen hause, «sein freies lustiges leben»\*), als auch vielleicht durch eine untersuchung wegen der stiftung einer niedersächsischen landmannschaft, in die er verwickelt war, hatte sich Bürger als theologe in Halle unmöglich gemacht. Das protokoll über ein gerichtliches verhör vom 27. juli 1767 führt ihn noch als *stud. theol.* auf, in dem am 8. august ergangenen urtheil (zu einigen tagen carcer) heisst es jedoch schon: *studirt jura*.

Als jurist bezog er denn zu ostern 1768 mit bewilligung seines grossvaters die universität Göttingen. Zunächst setzte er hier sein freies hallisches leben fort und wohnte sogar in den ersten jahren bei der schwiegermutter des professor Klotz, deren haus in Göttingen ebenfalls in schlechtem rufe stand. Er gerieth in diesem hause, wie Althoff sagt, bald in noch engere verbindungen, welche weder auf sein

\*) Boie an Gleim, den 28. januar 1771 (Literarisches Konversationsblatt 1821 nr. 278.)

studiren, noch auf seine sitten vortheilhaft wirken konnten. Der grossvater sah ihn für einen verlorenen menschen an und entzog ihm sogar die unterstützung. Glücklicherweise «verdrängte ihn jedoch ein rüstigerer liebhaber aus dem herzen der zauberin, die ihn fesselte», und er betrieb nun auch seine fachwissenschaft eifriger. Das ausleihbuch der Göttinger bibliothek, welche er fleissiger als irgend ein anderer student benutzte, ergibt dies. Bürger entlieh

1769	.	.	.	8 werke,
1770	.	.	.	37 »
1771	.	.	.	47 »
1772 (erstes halbjahr)				8 »

und zwar ausser Tacitus, Petronius, Xenophon von Ephesus und dem spanischen dichter Juan Boscan Almogaver nur wenige nicht in sein fach schlagende.\*)

Er lernte daher auch, nach Althoff, seine Pandekten recht gut verstehen und arbeitete bei einem göttinger advokaten zu dessen vollkommener zufriedenheit. So vorbereitet konnte er daran denken, zu anfang des jahres 1772 sich um die gerichtshalterstelle im amte Altengleichen bei der von Uslar'schen familie zu bewerben. Die göttinger Professoren Meister und v. Selchow bezeugten seinen «ausserordentlichen fleiss, seine theoretischen und praktischen kenntnisse der rechte, wie seine vorzüg-

\*) Tittmann, G. A. Bürger. (Vor der «Neuen vollständigen Ausgabe» der «Gedichte», Leipzig, Brockhaus, 1869.)

liche aufführung,\*) er fertigte drei probere-  
lationen an, wurde durch majoritätsbeschluss  
der familie erwählt und am 1. juli 1772 zu  
Gelliehausen als amtmann beedigt und ein-  
geführt. Vorher war der grossvater selbst nach  
Göttingen gekommen, um des enkels «kleine,  
schreiende» schulden zu bezahlen und zugleich  
eine kaution von 600 thlr. für ihn zu depo-  
niren. —

Wie Bürger bereits in Halle sich der theo-  
logie nicht ausschliesslich gewidmet, so fand  
er auch in Göttingen «noch immer zeit, die  
schönen wissenschaften gründlicher zu studiren,  
als man sie gemeiniglich zu studiren  
pfl egt.» \*\*) Zunächst wirkten die von Klotz  
empfangenen anregungen noch nach. Er ar-  
beitete die «Nachtfeier der Venus» um zu einem  
gereimten carmen, welches Ramler noch wei-  
ter feilte und im Deutschen Merkur 1773 her-  
ausgab. In seiner «Rechenschaft über die Ver-  
änderungen in der Nachtfeier der Venus» \*\*\*)  
sagt Bürger darüber: «Die Nachtfeier ist mein  
erstes gedicht; das erste nämlich von denjeni-  
gen, die durch den druck bekannt geworden  
sind. Ich habe zwar schon weit früher lieder  
gedichtet, allein niemals eins für werth  
achten können, dem publikum vorge-

\*) Tittmann, a. a. o.

\*\*) Boie an Gleim, a. a. o.

\*\*\*) Von Bürger selbst wurde dieser aufsatz nicht  
publicirt, erst Reinhard nahm ihn in seine ausgaben  
auf.

zeigt zu werden.» Es ist bekannt, wie der  
dichter an diesem (völlig inhaltlosen) werke  
auch später, bis an sein ende, fort und fort  
korrigirte und zuletzt meinte: es könnte wohl  
für die deutsche vers- und reimkunst eben das  
werden, was der berühmte Kanon des Polyklet  
für die bildhauerei. Es war indess diese para-  
phrasirende übersetzung des *Pervigilium* für  
Bürger eben so gut nur formstudie, wie seine  
Ilias, von der er 1784 \*) urtheilte: «Ich be-  
reue die zeit und mühe nicht, welche ich an  
eine jambisirte Ilias, die wirklich auch grössten-  
theils fertig geworden ist, aber nie öffent-  
lich erscheinen wird, verwendet habe.  
Denn ich fühle, wie mich diese athletische an-  
strennung gestärkt hat. Das lange, beharrliche  
und dennoch oft vergebliche durchwühlen des  
ganzen sprachschatzes musste mir nothwendig  
eine genauere kenntniss desselben erwerben,  
als ich sonst jemals erlangt haben würde. Wenn  
ich nunmehr wirklich etwas in der sprache ver-  
mag, so habe ich es vielleicht blos jener übung  
zu danken.»

Eben diese Iliasstudien trieb er in der  
ersten göttinger zeit und veröffentlichte in  
Klotzen's Deutscher Bibliothek (1771) «Ge-  
danken über die Beschaffenheit einer deutschen  
Uebersetzung des Homer,» nebst 425 versen  
aus der «ersten Rhapsodie» der Ilias. Wir fin-

\*) In Goeckings Journal von und für Deutsch-  
land, 1. band, Ellrich, 1784.

den hier die erste einwirkung Herder's auf ein empfängliches, kongeniales gemüth. 1767 waren die «Fragmente über die neuere deutsche Literatur» erschienen. «Lasst uns sein buch» ruft Bürger «seite 66 aufschlagen und bis seite 69 lesen! Was lehrt er uns hier? Auf die frage: was sollen wir aus der alten poetischen zeit der Griechen durch übersetzungen für unsre sprache rauben? antwortet er: nur nicht die sylbenmasse! Er erklärt sich hierauf vortrefflich. Der hexameter, lehrt er, lag genau in der sprache der Griechen; er war ihrem ohr und ihrer kehle am gemäsesten... Wir, die wir mit weniger accenten monotonischer reden, sind an die mensur eines hexameters nicht gewöhnt. — Gebet einem gesunden verstande ohne schulweisheit jamben, dactylen und trochäen zu lesen, er wird sogleich, wenn sie gut sind, skandiren; gebet ihm einen gemischten hexameter, — er wird nicht damit fortkommen. Höret den kadenzen beim gesange der kinder und narren zu, sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter die bauern. Gebt auf die ältesten kirchenlieder acht: ihre falltöne sind kürzer und ihr rhythmus ist einförmig. — Nichts kann wahrer sein, als was herr Herder hier sagt; und wenn es gleich nicht so viel beweiset, dass man gar keine deutschen hexameter machen müsse, so beweiset es doch zuverlässig, dass Homer nicht in hexametern übersetzt werden soll . . . Durch was für eine? Durch eine versart, die eben so genau in der

der deutschen sprache liegt und unserm ohre ebenso natürlich ist als der hexameter den Griechen war. Und das sind die jamben, wie herr Herder richtig bemerkt.» Ebenso bedeutsam sind des jungen schriftstellers worte über die sprachbehandlung: «Unsre alte sprache hatte eine schöne präcision, anstand, eine rührende, natürliche einfalt, starke farben und einen männlichen charakter. Herrliche eigenschaften, die sprache einer Ilias abzugeben!... Die poetischen bücher der heiligen schrift hat Luther mit dem besten geschmacke für seine zeiten so echt deutsch und so feurig übersetzt, dass man darüber erstaunen muss. Ein fleissiger sprachforscher müsste unsre neuere sprache mit den vortrefflichsten schätzen aus den schriften dieses bewunderungswürdigen mannes, wovon unsern *hominibus delicatulis* so ekelt, bereichern können.\*) Solche schriften, die alten minnesänger, die rhythmten, welche in Schilters Thesaur stehen nebst andern überbleibseln der alten sprache und dichtkunst studire der übersetzer des Homer ebenso fleissig als sein griechisches original.»

\*) Das wahre verhältniss der sprache Luther's zu dem Deutsch des Meister Eckardt, des Tauler, des verfassers der Deutschen Theologie und anderer prosaschriftsteller des 13. und 14. jahrhunderts konnte Bürger natürlich noch nicht aufgegangen sein; sind doch selbst heute Franz Pfeiffer's goldene worte hierüber noch nicht zur allgemeinen ansicht geworden. Vgl. «Theologia Deutsch» ed. 1851 p. VI und VII.



Bekanntlich wurde diese Iliasübersetzung niemals fertig, trotz der 65 louisdor, welche Goethe als aufmunterung vom weimarer hofkreise dem dichter zukommen liess, als er 1776 im «Deutschen Museum» eine fortsetzung jenes ersten unternehmens in aussicht gestellt hatte.

1784 bekehrte sich Bürger zum hexameter und liess die ersten vier gesänge als probe erscheinen, nachdem er gleichfalls im «Deutschen Museum» 1777 schon «Dido, ein episches Gedicht, aus Virgils Aeneis gezogen», hexametrisch behandelt hatte. Die oben angeführte selbstkritik über die jambisirte Ilias gilt auch für diese hexameterversuche.

An einen wiederabdruck dieser übersetzungen kann ein verständiger herausgeber so wenig denken als an den der novelle des Ephesiens Xenophon, welche Bürger ungefähr 1769 (erste ausgabe: Leipzig 1775) übertrug und von der er in der vorrede sagt: «Leider weiss ich selber zu gut, dass ich etwas viel gescheuteres hätte thun können als ein albernes romänlein zu verdeutschen.»

Wenn diese klassischen studien auf die hallische zeit zurückweisen, aber doch schon von dem neuen, Herderschen geist angehaucht sind, so tritt in Göttingen zugleich ein ganz neues phänomen in den gesichtskreis des Klotz'schen schülers: Shakespeare und Percy's Relics.

In der zueignung zu der 1784 erschienenen, 1777 für Schröder begonnenen Macbethübersetzung heisst es: «Diesem Macbeth, mein

ewig geliebter Biester, habe ich deinen namen zum zeugniss vorgesetzt, wie unvergesslich mir jene Göttingischen stunden sind, da wir uns zusammen mit einer art andächtigen entzückens des grössten dichter-genius freuten, der je gewesen ist und sein wird.» Mit Biester, dem späteren herausgeber der Berliner Monatschrift, hatte Bürger in den Göttinger studenten-jahren einen förmlichen Shakespeareklub gegründet, dem sonst noch Matthias Christian Sprengel aus Rostock, der uachmals mit Goethe in Wetzlar befreundete baron von Kielmannsegge, der als Musenalmanachsherausgeber so bekannt gewordene Boie und andere angehörten. In diesem cirkel wurde nur in Shakespeare's ausdrücken geredet und einmal feierten sie ihres dichters geburtstag mit so öffentlichem jubel, dass sie ihren rausch im carcer ausschlafen mussten. — In der vorrede zu der erwähnten, nun auch längst, freilich nicht durch Schiller, überfügelten übersetzung drückt Bürger seinen Shakespearekultus noch besonders stark aus: «Von dein stück lässt sich fast unbedingt behaupten, dass es voll solcher schönheiten sei, die alles übertreffen, was der menschliche geist in dieser art je hervorgebracht hat, je hervorbringen wird. Ich bin zwar ein armer, aber doch nicht der allerärmste unter allen erdenwürmern; dennoch kriecht mein genius, auch in seinen glücklichsten, licht- und kraftvollsten weihestunden, so tief unter der hoheit und grossmacht jener scenen vor und nach der that im zweiten

aufzuge, als mein leib unter der sonne unsres weltsystems.»

Percy's sammlung *«Relics of ancient english poetry»* war 1765 (London, J. Dodsley, 3 Bde.) erschienen und ein auszug *«Ancient and modern songs and ballads»* 1767 (Göttingen, Victorinus Bossiegel). In der letztern gestalt wird es Bürger ohne zweifel, sogleich als er die universität bezog, zugänglich geworden sein. Althoff berichtet, dass es «um diese (erstegöttinger)zeit sein handbuch geworden.»

Aber auch die Franzosen, Italiener und Spanier lasen die freunde gemeinschaftlich und Boie verwahrte 1798 noch eine novelle, welche Bürger, durch eine wette veranlasst, in spanischer sprache geschrieben.

Merkwürdigerweise verrathen nun aber die gedichte, welche bei Bürger in diesen vier göttinger jahren entstanden, von jenen eben angedeuteten mächtigen einwirkungen noch wenig oder gar nichts. Es erschienen dieselben zum theil in dem von Boie und dem ganz französisch gebildeten, später mit Goethe befreundeten, Gotter, nach dem muster des 1765 in Paris entstandenen *Almanach des muses* 1770 begründeten Musenalmanach, und zwar zuerst das trinklied «Herr Bachus ist ein braver mann» im jahrgang 1771. Boie hatte gemeint, in dieser burlesken versart könne sein freund das vorzüglichste leisten. Im Musenalmanach von 1772 standen «das harte Mädchen» nach Parnell (*Johnson's english poets XXVII, 15*); «An den Traumgott» nach Walker (*ib. XVI, 57*);

und «Das Dörfchen» nach Bernard. Also nur übersetzungen. Ungefähr gleichzeitig mit diesen sachen sind «An ein Maienlüftchen» (mai 1769), «Lust am Liebchen» (juni 1769), «Stutzertändelei» (august 1769); «Adeline» nach Parnell (januar 1770), «An Arist» (1770), «Huldigungslied» (märz 1770), «An die Hoffnung» (august 1770), welche alle zuerst in die ausgabe der gedichte von 1778 aufgenommen wurden. Ferner zwei kleinigkeiten «Gabriele» (märz 1772) und «Amors Pfeil» (1772).

Ueber das «Dörfchen» schrieb der gute Gleim, der Bürger inzwischen in Göttingen kennen gelernt, auch gleich mit fünfzig thalern darlehn erfreut hatte, am 1. august 1771\*):

«Nur noch drei solcher gedichte, so will ich sie sauber drucken lassen, sie dem könig, der die Bernards, Gressets so gern liest, zu lesen geben . . . Mit Ihrem Homer bin ich ebenfalls im höchsten grade zufrieden.»

Bürger selbst dachte über diese erstlingsprodukte zum glück anders. In einem im Morgenblatt, december 1824, mitgetheilten briefe an einen ungenannten vom 6. februar 1772 schreibt er: «Gedichte, die Sie von mir verlangen, wollte ich Ihnen gern schicken, wenn ich nur fähigkeit und musse hätte, etwas zu verfertigen, das des schickens werth wäre. Ich thäte wol besser, wenn ich alles versmachen ganz und gar einstellte, denn ich bin wirklich

\*) Liter. Conversationsblatt 1821 Nr. 298.

zu kraftlos, mich nur denen vom zweiten range nachzuschwingen. Die übersetzung des Homer werde ich auch schwerlich vollenden.»

Ebenso an Gleim schon aus Gelliehausen am 20. sept. 1772: «Mein kleines poetisches talent, wenn daran etwas gelegen ist, verwelkt bei meiner jetzigen lage fast völlig: denn der Actum Gelliehausen etc., der In Sachen etc. der Hiermit wird etc. sind gar zu viel. Statt: «Ich rühme mir mein Dörfchen hier» heisst es:

„Ihr Dörfchen, die ihr alle feid,  
Euch flegein geh ich den Bescheid etc.“

Ich habe, seitdem ich hier bin, nichts, schlechterdings nichts, als neulich in einigen glücklichen stunden einen lobgesang gemacht... Meine Nachtfeier der Venus lege ich in diesem brief mit ein. Dies wird wol das letzte sein, was Sie von mir erhalten.» Ich schliesse an diese wichtigen selbstkritiken gleich eine äusserung in einem briefe an Boie vom 18. juni 1773: «Der ton dieses stücks (der Nachtfeier) ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der ferne und so dunkel, dass ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann.» Er fühlte, dass jenen jugendgedichten die wahrheit und tiefe des selbsterlebten fehlte, dass es nur schatten poetischer vorbilder, und noch dazu dem deutschen wesen fremder vorbilder waren, nicht spiegelbilder der wirklichkeit.

Dass die erste ausgabe von 1778 und die

zweite von 1789 alle die genannten gedichte trotzdem wieder enthalten, darüber erklärt sich Bürger selbst in der vorrede zu der letzteren ausgabe: «Ein gehöriger grad der strengte bei dieser neuen ausgabe meiner theils 1778 bereits gesammelten, theils nachher einzeln erschienenen und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugekommenen gedichte, hätte vielleicht mehr als die hälfte derselben ganz verwerfen müssen. Ich traute mir selbst zu diesem process nicht unbefangeneit genug zu». Einen andern, vielleicht den wahren grund, theilt er aber an Boie (brief vom 20. april 1789 bei Althoff) mit: «Du glaubst nicht, wie gleichgültig mir die meisten meiner gedichte, ein dutzend etwa ausgenommen, sind. Ich hätte schon dieses mal (bei der zweiten ausgabe) ein unbarmherziges gericht ergehen lassen, wenn es nicht auf korpulenz angesehen gewesen wäre». In seinem handexemplar des ersten bandes der ausgabe von 1789 zeichnete er denn auch selbst als künftig wegzulassen an: Mailüftchen; Stutzertändelei; An Themire; Menagerie der Götter; Fortunens Pranger; Angebinde zu Louisens Geburtstag. So versichert wenigstens Reinhard, der dies exemplar zu seiner 3. auflage von Bürgers gedichten benutzte und die genannten stücke dort ausliess. Zum zweiten bande der ausgabe von 1789 hatte Bürger noch keine randbemerkungen gemacht. Derselbe beginnt mit der «Europa», die ebenfalls dem jahre 1771 angehört. Die richtige datirung des ge-

dichtes ergiebt der schon erwähnte brief Boie's an Gleim vom 28. januar 1771. «In meinem almanach ist das schöne trinklied von ihm, und herr Jacobi wird Ihnen vielleicht von einer komischen romanze «Europa» gesagt haben, von der ich ihm fragmente zeigte und die ich nächstens Ihnen gedruckt zuzusenden hoffe».

Dem selben genre gehören noch an: «An Themire. Travestirt nach dem Horaz» (1773); «Die Menagerie der Götter» (1774); «Zechlied» (1777) (nach *Gualterus de Mappés*); «Fortunens Pranger» (1778). Wenn auch das hier und da wirklich witzige in diesen burlesken gedichten nicht zu verkennen, so irrte sich Boie doch total, wenn er hierin Bürger's talent setzte. Literarhistorisch ist diese opposition gegen das schöne klassische alterthum nicht uninteressant, aber von eigentlich poetischem werth ist sie nicht. Bürger kam später auch auf diese gattung nicht wieder zurück, er überliess sie Blumauer, der dafür und nur dafür geboren war.

Wie es scheint, wollte der dichter auch die Europa in der dritten pracht-ausgabe seiner gedichte weglassen (vgl. ankündigung zu derselben, welche Tittmann [p. 315 a. a. o.] vermuthlich gesehen hat).

Im gegensatz zu den eben besprochenen, der entwicklungsgeschichte seines talents angehörigen aktenstücken brachte der Musenalmanach von 1773 das erste wirkliche gedicht von Bürger, welches denn auch sogleich das auge eines mannes auf sich zog, der von

Herder persönlich in das geheimniss der poesie eingeweiht und selber ein dichter war: Wolfgang Goethe's. In den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen vom 13. november 1772 schreibt er: «Das Minnelied von herrn Bürger ist besserer zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese bemühungen als eins der kräftigsten fermente an, unsre empfindsamen dichterlinge mit ihren goldpapierenen amors und grazien vergessen zu machen. Nur wünschten wir als freunde des wahren gefühls, dass diese minnesprache nicht für uns werde, was das bardenwesen war: blosse dekoration und mythologie, sondern dass sich der dichter wieder in jene zeiten versetze, wo das auge und nicht die seele des liebhabers auf dem mädchen haftete». Bürgers anderer beitrug «Die Minne» (jetzt «Lied und Lob der Schönen») scheint Goethe «schon den fehler zu haben, neuen geist mit alter sprache zu bebrämen.» In der that ist das letztere auch aus dem frühjahr 1772 und ebenso allgemein, abstrakt, konventionell, als das später entstandene «Winterlied» (diesen titel führt das «Minnelied» in den ausgaben von 1778 und 1789) schon die künftigen dem vollen leben entquollenen töne ahnen lässt. — Interessant ist die anmerkung Bürgers im register des Musenalmanachs von 1773: «der verfasser der beiden gedichte hat versuchen wollen, ob die minnelieder, die noch da sind, nicht einen grösseren einfluss auf unsre poesie haben könnten, als

sie bisher gehabt haben.» Ich erinnere an die stelle, die ich oben aus den «gedanken über eine Homerübersetzung» mitgetheilt. (Seite 117).

Die nächsten gedichte, welche sich an dies winterlied anschlossen, bleiben freilich weit darunter. Das «Danklied» (im sommer 1772) ist eine ziemlich überschwengliche und oft ins platte umschlagend variation zu dem gesangbuchslid «Wie gross ist des Allmächtgen Güte». Ebenso schwach ist das gedicht an die frau hofrätthin Liste, die frau seines amtsvorgängers, in dessen hause er anfangs wohnte: «An Agathe. Nach einem Gespräche über ihre irdischen Leiden und Aussichten in die Ewigkeit». (Im sommer 1772). Schon der titel enthüllt die alteweiberphilosophie. Ein ebenso schlechtes occasionscarmen ist «Das Lob Helenens. Am Tage ihrer Vermählung.» (Im mai 1773); sowie nicht viel besser das dem englischen nachgebildete «Des Schäfers Liebeswerbung. Für Herrn Voss vor seiner Hochzeit gesungen». (Im junius 1777.) Dagegen ein vorzügliches gelegenheitsgedicht ist das einzeln gedruckte: «Zum gedächtniss meines guten grossvaters Jakob Philipp Bauer, hofesherrn zu St. Elisabeth in Aschersleben.» (Göttingen, 1773. 4°).

In den anfang des jahres 1773 fallen endlich noch zwei übersetzungen aus dem Französischen: «Die beiden Liebenden» nach Bürgers angabe von Rochon de Chabannes; und «Das vergnügte Leben» von Grécourt. Das letztere

habe ich auch unter Voltaire's Contes gefunden, sowie in Diderots *Correspondance tome I*: es ist aber nicht weit her und auch Bürger hat daraus nichts machen können. Aus den «Beiden Liebenden» hat Schiller sein argument genommen: Bürger gebe nur ein mosaik von eigenschaften, kein bild:

Am Denken ist sie Pallas ganz  
Und Tuno ganz an edlem Gange ꝛc.

Schiller hat für dies frühe gedicht, aber nur für dieses recht; in demselben kommen indess schon zeilen vor wie die folgenden:

Die Wollust ist sie in der Nacht,  
Die halbe Sittsamkeit bei Tage.

.....  
Ihr Haar im Nacken reizet mich  
Zu hundert kleinen Thorenspielen;  
Fast nimmer müde kann man sich  
In diesen seidenen Locken wüßien.

Wel hundert Tannen, krauß und hold,  
Umflattern täglich meine Traure.  
Wald singt und lacht, Wald weint und schmolt,  
Wald kimpert sie auf ihrer Taute,  
Tanzt hin und wieder, stitzgeschwind,  
Bringt bald ein Büchelchen, bald Karten,  
Wald streut sie alles in den Wind,  
Und eilt hinunter in den Garten.

Das sind verse, wie sie unter den zeitgenossen nur Goethe und Lenz machen konnten.

Ich habe oben mehrere bezeichnende stellen mitgetheilt, aus denen sich Bürgers fast völlige verzweiflung an seinem poetischen talent während des ersten jahres in Gelliehausen ergab. Diese stimmung waltet auch noch in dem berühmten brief an Boie vom 19. april 1773, in welchem er die erste andeutung der Lenore giebt. Das darin erwähnte, Miller dedicirte, aber vom verfasser selbst «dendenlahm» genannte liedlein ist das gedicht «Minnesold», während mit dem andern «Liedlein» wahrscheinlich die oben erwähnte strophe an «Gabriele» gemeint ist, die in der ausgabe von 1778 «Minnelied» betitelt ist. Schon in dem Briefe vom 22. april aber, welchem «der Raubgraf» beilag, regt sich das neue poetische leben und in den folgenden schwelgt der dichter in naivem entzücken über der allmäligen geburt seines (in manchem betrachte) grössten werkes, der «Lenore».

Bereits war eine anzahl von strophen fertig, als Boie (den 8. mai 1773) «herrliche fliegende Blätter über deutsche Art und Kunst» ankündigte und am 18. juni antwortete Bürger: «O Boie, Boie! welche wonne! als ich fand, dass ein mann wie Herder eben das von der lyrik des volks und mithin der natur lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders lehre einigermassen entsprechen».

In dem letzten der briefe an Boie, vom 11. oktober 1773, kündigt er bereits eine neue ballade, «den wilden jäger», an, über welchen er 1775 an den selben Boie schrieb: «es solle seine sonne werden, wie Lenore sein mond».\*) Merkwürdigerweise hielt Bürger nämlich später die Lenore nicht für sein vorzüglichstes werk, sondern pflegte sie wol gar «die alte alberne Lenore» zu nennen. Und über eine ebenfalls in diesen jahren entstandene ballade, «Lenardo und Blandine», meldet er am 11. april 1776 an Boie: «es sei die königin nicht nur seiner, sondern auch aller balladen des heil. römischen reichs deutscher nation, welcher Lenore den vortritt lassen müsse». Boie und Herder zogen auch wirklich, wie Weinhold berichtet, diese ballade «in absicht der kunst und festeren manier» der Lenore vor. A. W. Schlegel hat indessen in seiner abhandlung über Bürger in den «Charakteristiken und Kritiken» die mängel von Lenardo und Blandine im vergleich zu ihrem urbilde, dem unnachahmlichen Boccacaz, richtig hervorgehoben, wenn ich auch der formellen vollendung und mancher poetischer einzelheiten wegen das werk nicht so niedrig stellen kann. Ueberragt wird dasselbe jedenfalls unendlich von «Des Pfarrers Tochter von Taubenhain», deren erste konzeption gleichfalls in diese zeit

\*) Weinhold, Heinrich Christian Boie. Halle, 1868.

fällt, denn Boie schreibt am 27. september 1776 an seinen freund: «Wie steht es um die ballade: Die Kindsmörderin?» — Es sind diese drei balladen, die Lenore, der wilde Jäger und des Pfarrers Tochter des dichters volles eigenthum, während der eben so vortreffliche Kaiser und Abt und andere nur mehr oder weniger wörtliche nachbildungen der Percy'schen sammlungen sind, der Raubgraf, die Weiber von Weinsberg, der brave Mann und Frau Magdalis nur als sterne dritter grösse erscheinen.

Dass auch die Lenore im wesentlichen durchaus original, ist jetzt nicht mehr bestritten. Die bekannte recension in *The Monthly Magazine*, Sept. 1796 sagt übrigens auch nur, dass die Lenore vielleicht durch *the Suffolk miracle* veranlasst und macht sodann auf die eine, auch wirklich benutzte strophe aus *Sweet Williams Ghost* aufmerksam.

Die benutzung deutscher volkslieder beschränkt sich auf folgendes: Herder wies (in seiner recension von Althoff's biographie) ein ostpreussisches zaubermärchen nach, in welchem die verse vorkommen:

Der Mond scheint hell,  
Der Tod reißt schnell,  
Feins Tüchchen, grauet's dich?  
„Und warum sollt' mir's grauen?  
Ist doch Feinslieb mit mir.“

Dass Bürger diese nämlichen verse, weiter aber auch nichts, von einem dienstmädchen namens Christine gehört, erzählt Voss in einer

anmerkung zu den zuerst im Morgenblatt erschienenen briefen über die Lenore.

A. W. Schlegel berichtete dann noch im Merkur von 1797 aus eigener erinnerung, dass ihm Bürger mitgetheilt, er habe die verse eines alten volksliedes

Wo lte, wo lte  
Bege het den hing

zu der bekannten stelle der Lenore benutzt.

Die poetische idee der Lenore ist dagegen eine sehr alte. In dem indischen gedicht *Raghuvansa* heisst es im 8. buche:

„Denn der Angehörigen stet's Weinen  
brennt den Hingeshiebenen, also lebet man.“  
(Uebersetzt von Mürtter.)

Wilhelm Wackernagel in seiner «Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums zu Basel» (1835) «Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürger's Lenore» erinnert ferner an den vers aus Virgils Aeneide (VI, 444):

*Curae non ipsa in morte relinquunt*

eine vorstellung, die in Italien nicht ausstarb und von Boccac in der *Nov. V. Giorn. II* klassisch dargestellt wurde. Der ermordete Lorenzo erscheint hier der weinenden geliebten mit der bitte, nicht mehr um ihn zu weinen. Auch von einem volksliede darüber führt der novellist die erste zeile an. — In einem serbischen volksliede heisst es:

Nicht die Erd ihr's, die mich drückt, o Mutter,  
Nicht die Hornbretter meiner Wohnung:  
Was mich quält, der Schmerz ihr's der Gezeiten.

Am herrlichsten aber wird die idee in der grandiosen poesie der Edda wiedergespiegelt: Helgi ist im kampf gefallen, ein hügel wird über seinen leichnam errichtet. Am abend sieht die magd seiner gattin Sigrun ihn zum hügel reiten. Sigrun geht hin und spricht:

Dein Haar ist, Helgi, reifbutzstrungen,  
Ganz ist der König leichenthaubespitz.

Helgi antwortet:

Allein verurachst du, Sigrun von Sakafäll,  
Dass Helgi ist mit Leichenthan veretzt:  
Du weinst, Goldgeschmückte, grimme Zähren,  
Sonnenglänzende, süßliche, eh du schlafen gehst.

Wackernagel nennt es «geschmacklos», dass bei Bürger der geliebte der tod selbst sei. Schon in einem volkslied aus Neisse sagt aber die brant zu dem toden freier, der die hochzeit bestellt:

„Du siehst mir so nach Erde,  
Oder bist du selber der Tod?“  
(Munderhart IV, 73 f.)

Das tadelnswertheste ist jedenfalls, dass der tod als bestraffer kommt. Der englische kritiker im *Monthly Magazin* fand bereits die moral der Lenore bedenklich: ihre strafe sei

grösser als ihre sünde. Das gedicht ist in der that ein *monstrum per excessum* der moral.

Allein die schönheiten im einzelnen, wie namentlich die in einem damals ganz neuen, ächt poetischen realismus ausgeführte geniale schilderung des nächtlichen rittes, — in jedem vorgange die magie des epos! — wiegen jenen allgemeinen mangel weit auf, und so bleibt die Lenore, nach A. W. Schlegel's schönem ausdruck, «immer Bürger's kleinode, der kostbare ring, wodurch er sich der volkspoesie, wie der doge von Venedig dem meere, für immer antraute». Nur dass unter dem ausdruck «volkspoesie» nicht die anfänge derselben allein, von denen Herder freilich hauptsächlich gehandelt, zu verstehen sind. In jenen primären naturlauten zeigt sich zwar die individualität eines jeden volks, das subjektive element im grossen, aber abgesehen von dem häufigen übergang solcher uranfängsdichtung in das bloß musikalische, tritt hier die individualität des einzelnen verfassers, zurück. Bürger's Lenore und die andern hauptballaden sind zugleich ächt volksmässig, d. h. nationaldeutsch, vom englischen charakter wesentlich verschieden, und zeigen überall im hintergrunde die individualität des denkenden kunstdichters. Beides gilt von seinen andern lyrischen gedichten in gleichem masse. — Der wilde jäger stellt die noch heute lebendigen, ebenfalls uralten volksvorstellungen reiner dar, in trefflicher konkreter gestalt und in ebenso glänzender künstlerischer form, wie sie die Lenore



auszeichnet. Die onomatopoetischen ausrufe in beiden gedichten kann nur die überweisheit tadeln; Walter Scott bildete sie vorzüglich nach:

«*Tramp! tramp! along the land they roide  
splash! splash! along the sea.*»\*)

Ja, der deutsche literarhistoriker kann hier mit stolz verzeichnen, dass diese beiden werke von dem grossen Walter Scott in's Englische übersetzt sind, welcher mit ihnen seine schriftstellerlaufbahn eröffnete: «*The chase and William and Helen, two ballads from the german of G. A. Bürger. Edinburgh and London 1796. 4<sup>o</sup>.*» Dass Goethe und Bürger sogleich in die sprachen des auslands übertragen wurden, verbrieft uns erst das wirkliche dasein einer neuen deutschen literatur. Walter Scott übersetzte auch den Götz. Die Lenore wurde allein sechsmal in's Englische, sodann in's Dänische, Portugiesische, auch sogar in's Lateinische (!) übersetzt. Joukoffsky, der berühmte literator und lehrer des kaisers Alexander übertrug sie in's Russische: seine «Ljudmila», hat ein russisches lokalkolorit erhalten und ist

\*) Diese zeilen waren als motto zu einem bilde der grossen englischen ausstellung von 1871 gewählt, welches die Lenore darstellt: zum beweis der unverwüsthlichen popularität des stoffes, den schon Lady Diana Beauclere ihrer zeit illustrierte, wie später Retzsch und viele andere. Die wilde jagd gab dem verstorbenen weimarer maler Cordes ein traumhaft geniales gemälde ein, das auf der Berliner ausstellung 1868 allgemein bewunderung erregte.

mit entusiasmus in Russland aufgenommen worden.

Der recensent des *Monthly Magazine* stellte mit feinem verständniss und in mancher beziehung mit recht des Pfarrers Tochter noch höher als die Lenore. Der abgebrochne anfang, auf den der dichter am ende zurückkomme, sei unvergleichlich. Für ebenso tiefpoetisch halte ich die schilderung der natur und der jahreszeiten, wie sie zu Rosettens zustand in beziehung gesetzt worden. Das ist keine primitive sangbare «volkspoesie», es ist gedanke für den denkenden hörer. Das ganze ist ein ergreifendes sociales bild in bewunderungswürdiger individuell realistischer, künstlerischer ausführung. Ich kann daher Schlegel's bemerkung nur äusserst leichfertiger finden: «Des menschlichen elends haben wir leider zu viel in der wirklichkeit, um in der poesie noch damit behelligt zu werden». Wie? die dichtung sollte aus solchen rücksichten in der wahl ihrer stoffe eingeschränkt sein? Das wäre ja wieder die alte theorie vom idealen Schönen als ausschliesslichem gebiet der kunst. Hat Schlegel das von Dante, Cervantes, Shakespeare, Herder und Goethe gelernt?

In betreff der übrigen, sowie namentlich der dem Englischen nachgebildeten «episch-lyrischen gedichte» (wie Bürger sie 1789 nannte) verweise ich übrigens auf Schlegel's schon citirte, sehr ausführliche abhandlung.

Die erste ballade Goethe's\*) erschien 1776 in der «Claudine von Villa Bella»: «Es war ein Buhle frech genug», durchaus an den von Bürger angeschlagenen ton erinnernd. 1779 folgte der «Fischer». 1782 «Der König von Thule» u. s. w. Die grössten meisterwerke der gattung schuf Goethe aber erst 1787: «Die Braut von Korinth»; «Der Gott und die Bajadere»; und ungefähr ein jahrzehnt später die legende «Wasser holen ging die reine» — ein unsterbliches balladendreigestirn wahrhaft «philosophischer poesie».

Konnte ich Bürger's erste dichter- und übersetzerthätigkeit (zu der noch die stücke aus Ossian nachzutragen sind, welche auch um diese zeit unter Herder'schem einfluss entstanden) und seine balladenschöpfungen skizziren, ohne von seinem leben seit 1772 rechenschaft zu geben, so wird die fortführung seines äusseren lebens nothwendig, wenn die jener mehr epischen dichtung parallele eigentliche lyrik geschildert werden soll.

Als die bereits erwähnte hofrätthin Liste mehr und mehr an einer gemüthskrankheit zu leiden anfang, flüchtete sich ihr hausgenosse, wie er an Boie schreibt, aus dem Bedlam zu Gelliehausen und zwar zu anfang 1774 nach dem nahe gelegenen Niedeck. Im hause des dortigen hannöverschen amtmanns Leonhart trat er bald in ein näheres verhältniss zu dessen

\*) Vgl. das musterhafte «Neue Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek» (von S. Hirzel) Leipzig, 1862.

älteren tochter Dorette und heirathete sie am 23. november des selben jahres (Weinhold a. a. o. p. 199); zog jedoch erst im september 1775 mit ihr nach Wöllmarshausen in ein für das ehepaar dort neueingerichtetes bauernhaus.

«Auf eine sonderbare art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam er dazu, grade diese tochter zu heirathen, ohne sie zu lieben\*) und schon als er mit ihr vor den altar trat, trug er den zunder zu der glühendsten leidenschaft für die zweite [Auguste, von ihm Molly genannt] im herzen.» Die worte «zu weitläufig hier zu erzählen» in diesem selbstbekenntniss (der «beichte» vgl. p. 151) haben aus den kirchenbüchern eine interessante erklärung gefunden: Dorette trug schon ein kind von Bürger unterm herzen, als sie vor den altar trat! Als ehrenmann hatte sich Bürger also verpflichtet gehalten, diese ehe zu schliessen. Aus jahrelangen kämpfen entwickelte sich zuletzt ein doppelverhältniss zu beiden schwestern. Molly genas 1783 zu Langendorf in Ober-Sachsen im hause von Bürger's jüngerer schwester eines sohnes;

\*) Seine liebe zu ihr war bereits wieder erkaltet, wie er es selbst in dem wunderschönen gedichte «Schön Suschen» schildert. Diesem gedicht widerfuhr die ehre, dass Arthur Schopenhauer daraus das motto zu einem der berühmtesten kapitel seines hauptwerks «Der Metaphysik der Geschlechtsliebe» entnahm, wie er auch bei jedem anlass auf Bürger, «dieses ächte deutsche dichter-genie, dem die erste stelle nach Goethen gebüre» hiniwies. «Schiller's kalte und gemachte und Uhland's schlechte balladen haben 100 leser gegen einen, der Bürger's unsterbliche balladen wirklich kennt».

Dorette kam im folgenden jahre mit einer tochter Marianne nieder und starb an den folgen der entbindung am 30. juli 1784.

Bürger war inzwischen seines amtes, das ihm nie besonders zugesagt hatte, wie wir schon aus dem briefe an Gleim sahen (p. 122), völlig überdrüssig geworden. In einem geburtstagsgedichte an die «gnädige frau Luise Wilhelmine von Uslar, geb. von Westernhagen» scherzte er zwar am 14. september 1782:

„Ein Weib — heißt Frau Justitia —  
enercket mich mit Careffen.  
sie wird mit Seel und Weib mich ja  
was noch vor Liebe fressen“.

Mit tiefer bitterkeit hatte er aber schon einige jahre vorher das glück angeklagt, welches seine gaben nach frevier laune vertheilt und für ihn nur nieten habe. Es ist in dem gedichte «Fortunens Pranger», welches zuerst 1779 im Musenalmanach erschien:

Nieten? Nieten? Nichts als kahle Nieten? —  
nu, so niete dich denn satt und mact! —  
zur Vergeltung will ich die auch bieten,  
was noch heine die geboten hat.  
Nichte mit Erülen maß man nach dir schnellen,  
wie ein Rufsignmacher etwa schnellst:  
an den Pranger und in Eisenfesseln  
sei, Fortuna, schimpflich außgestellt! —  
Denn sie ist, sie ist die Ehrenkote,  
die das ärgste Schandgesinbel liebt  
und nur selten ihrer Volkst Dase  
einem Biedermann zu kosten gibt.

Einen letzten verzweiflungsschritt that er, als er am 29. juli 1782 einen brief an Friedrich den Grossen schrieb und um die anstellung an einer preussischen universität oder sonstwie nachsuchte. Grosskanzler von Carmer empfahl darauf Bürgern auch wirklich dem universitäts-oberkurator von Zedlitz, erhielt aber von diesem die antwort: «Der kurhanoversche amtmann Bürger sei wie alle mit dem geniewesen sich auszeichnenden schöngelichter zum erzieher und jugendlehrer nicht zu gebrauchen.» Herr von Carmer theilte dies sehr schonend und verbindlich an Bürger mit und schloss sein schreiben vom 19. november 1782:

«Dessen aber können Sie sehr gewiß sein, dass ich alles anwenden werde, den hiesigen landen einen mitbürger wiederzuzuschaffen, der ihnen so viel ehre macht und dadurch der welt zu zeigen, dass man auch bei uns die verdienste des wahren gelehrten ebenso gut zu schätzen weiss, als des soldaten und des finanziers.»

Dem entschluss, sein amtaufzugeben, blieb Bürger aber trotzdem und um so mehr getreu, als er durch intriguen des hofrath Liste bei der regierung wegen pflichtwidrigkeiten verklagt worden war. Er rechtfertigte sich durchaus gegen diese beschuldigungen, nahm aber zugleich im jahre 1784 seine entlassung und liess sich unter Heyne's, Kästner's und Lichtenberg's vermittelung als privatlehrer in Göttingen nieder.

Bald nachher, den 27. juni 1785, wurden zu Bissendorf «Herr G. A. Bürger, dichter und lehrer des deutschen stils zu Göttingen und Demoiselle Auguste Marie Wilhelmine Eva Leonhart» kirchlich eingesegnet. Aber schon nach kaum siebenmonatlicher ehe, am 9. januar 1786, verzeichnet das Göttinger kirchenbuch den tod auch der zweiten frau Bürgers, an den folgen ihrer niederkunft mit einem mädchen.

Mit dem gedicht «Himmel und Erde», dessen erste strophe der dichter schon in dem briefe an Boie vom 6. mai 1773 mittheilt und das in die erste ausgabe von 1778 nicht aufgenommen wurde, eröffnen die berühmten Mollylieder, welche die herausgeber — ununterbrochen von heterogenem — zu einer ganz neuen gesamtwirkung vereinigen sollten. Dies erste gedicht enthält schon, wie eine opern-overtüre, alle themen, welche nachfolgen werden, im keime in sich. In dem ganzen haben wir die komplicirte passionsgeschichte eines modernen gemüthes, die süssesten freuden und die tiefsten seelenschmerzen einer liebe, die unendlich viel individueller als die Petrarka's oder auch der minnesänger war, finden hier ihren poetischen ausdruck. Ebenso individuell, überall dem wirklichen leben, der tiefsten empfindung entwachsen wie der inhalt ist, ist es auch die sprache: stets die anschaulichsten bilder, oft ausdrücke aus dem sogenannten gemeinen leben mit glücklichster naivetät eingeführt, fast völlige abwesenheit aller poetischen floskel und phrase.

Die liebe zu Molly und die dieselbe verherrlichenden gedichte haben dem dichter natürlich den vorwurf der unsittlichkeit von seiten der philister zugezogen, während grade in diesen gedichten und namentlich in den beiden berühmtesten der «Elegie als Molly sich losreißen wollte» und dem «Hohen Lied» das ethische gefühl zu seinem schönsten recht kommt:

„Dem, o Gott, in Christenlanden  
auf der Erde weit und breit,  
ist ja kein Axt vorhanden  
welcher untre Liebe weicht.

Nirgendß ist ein Spalt noch offen  
für der Hoffnung Tadelstein  
und auch Wünschen oder Hoffen  
scheint Verbrechen gar zu sein.“

Und so sieht er am schlusse nur ihn wenigstens nicht ganz von ihrem angesicht zu verstossen, indem er verspricht:

Nicht ein Stümchen nur zu knicken,  
Daß in diesem Eden büßt.

Ebenso rührend sind dann die selbstanklagen, dass er jenes versprechen doch nicht halten konnte, in dem hohen liede:

„Auf es laut auß voller Seele:  
schuldlos war ihr Herz und Blut  
welches Ziel die Müge wähle,  
o so trifft sie meine Fehle,  
Fehle meiner Liebeswuth.“

Und in prosa an Boie nach Molly's tode: «Der Allbarmherzige wird mirs um seines liebingswerkes willen verzeihen, was ich im höchsten taumel der liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen, himmelseelen-vollen gestalt duftete die blume der sinnlichkeit allzu lieblich, als dass es nicht zu den feinsten organen der geistigen liebe hätte dringen sollen . . . Aber wozu noch die worte? Hin ist hin, verloren ist verloren.» —

Goethe's erste liebes-gedichte, nach seiner bekanntschaft mit Herder — denn die leipziger lieder von 1770 gehören noch ganz der alten, unlebendigen, französischen manier an — erschienen 1775, namentlich das schöne «Mir schlug das Herz, geschwind zu pferde», welches wenig Bürger'sches hat, dagegen sein gedicht, «Hab oft einen dumpfen düstern Sinn» (1776) sehr merkwürdig an einigens in den Molly-liedern erinnert. Etwas ähnliches wie «Hans Sachsens poetische Sendung» oder «Mein altes Evangelium» (beide auch 1776), die ersten blumen der Goethe'schen gedanken-poesie, hat Bürger freilich nicht hervorgebracht. — Wie Goethe Bürger's erste lyrische anfänge freudig begrüsst, so gedachte er dieses «an- und eingeborenen talents» noch im alter (1824) mit wahlverwandter theilnahme.\*)

\*) In einem brieфе an Reinhard, den dieser in seiner vollendeten rechtmässigen ausgabe (Berlin, Christiani) abdrucken liess. Siehe S. Hirzels Goethe-bibliothek.

Als dritte abtheilung der Bürger'schen gedichte ergeben sich endlich die «Sinngedichte», die Schiller «als Bürger's starker nerviger manier nicht zusagend,» gern entbehrt hätte.

In kerniger schlagender weise stigmatisirt Bürger hier politische und akademische zeitstände, giebt, wie Goethe «den recensenten-hunden» auch seinerseits einige amüsante fustritte und erreicht namentlich in den höchst persönlichen stücken, den kurzen energischen aufschreien des gemüths, oder in den epigrammatischen ohrfeigen, die er wider ihn belfernden lumpen ertheilt, den gipfel der gattung.

Diese Epigramme bilden den schlussstein seiner dichterischen thätigkeit, sie entsprechen wie die «zahmen Xenien» dem höheren alter, das sich bei Bürger durch seine schicksale früher, als es in seinen jahren lag, geltend machte.

Nach dem tode Mollys besuchte ihn Boie und schrieb über seinen freund am 17. september 1787 an Voss: «Er ist der selbe und nur äusserlich feiner geworden und sehr niedergedrückt. Er mag nicht dichten und sitzt bis über den hals in Kant vergraben, den er sehr lieb gewonnen hat und, eine ketzerei in Göttingen, über ihn lesen wilb». In dem letzteren vorsatz bestärkte ihn namentlich Lichtenberg, und Bürger las auch wirklich «über die kritische philosophie». Mit welchem enthusiasmus und verständniss er sich mit Kant beschäftigte, geht aus dem im «Gesellschafter» 1823 veröffentlichten brieф an den Leipziger Kantianer Born hervor, der ihm in zuvorkom-

mender weise geschrieben und eine abhandlung übersandt hatte. Wahre befriedigung hat Bürger als docent aber nie gefunden; es fehlte ihm die gabe des vortrags und noch mehr eine empfängliche zuhörerschaft in Göttingen.

Ausser über die kritische philosophie, las er auch über ästhetik und geschichte. Dass theils bei lebzeiten geschriebene historische abhandlungen, wie «die Republik England», theils seine vorlesungen später veröffentlicht und zum theil in seine werke aufgenommen wurden, kann ich nicht billigen. Denn diese ganze thätigkeit war des dichters sache nicht. Dass sich namentlich in seinen vorlesungen über deutschen stil und sprache manche interessante und noch heute beherzigenswerthe stellen finden, ist gewiss. So heisst es in einem dieser von Reinhardt herausgegebenen manuskripte:

«Ist irgend in dem ganzen gebiete der wissenschaften etwas werth, dass männer sich damit beschäftigen, so ist es die muttersprache. Sie kann zu allem übrigen sagen: ohne mich könnt ihr nichts thun. Ja, sogar all euer gutes oder schlechtes thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem zeitalter, und schnell vergessen von der nachwelt. Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche sachen, ist ein geschmückter tänzer mit klumpfüssen, und fehlerhaft schreiben, ist so viel, als zerrissene schuhe tragen, woran die löcher mit

kartenblättern ausgelegt sind. Ich könnte einem lieber jede andere gelehrte sünde verzeihen, als eine sprachsünde. Denn nichts steht der ehre unserer literatur mächtiger entgegen als schlechtschreiberei, und es ist schändlich, himmelschreiend, und, — o, was weiss ich alles? — dass unsere grössten und besten gelehrten so überaus liederlich oft schreiben!»

In der ankündigung seiner vorlesung (1787):

«Nun sollte man denken, wunder wie lebhaft, wie allgemein der eifer und das bestreben nach vollkommener schreibart, wunder wie auffallend und glänzend der erfolg sein müsse! Allein nichts weniger, als dieses! Der mann von verstand, kennniss und geschmack sehe doch nur die gedruckten sowohl, als ungedruckten schreibereien selbst unserer neuesten zeiten an, und erstaune nicht über stilistische greuel jeder art bei einem wahrlich nicht kleinen haufen unserer scribenten. Selbst grosse weit und breit umherrauschende namen sind davon nicht ausgenommen. Ich muss es hier gerade heraussagen, wie sehr es auch verdriesse, da es meiner warmen vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren worten, von denen nichts abgehen kann, muss ich's heraus sagen, dass mir aus der ganzen literär-geschichte kein aufgeklärtes schreibendes volk bekannt ist, welches im ganzen so schlecht mit seiner sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um richtigkeit und schönheit, ja, welches so — liederlich ge-

schrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk.»

Stil und Inhalt erinnern merkwürdig an Schopenhauers Abhandlung über den selben Gegenstand.

In jenen ersten Göttinger Jahren bereicherte Bürger auch die komische Literatur um ein wichtiges Prosawerk, den «Münchhausen», den er nach A. Ellissens trefflicher gelehrter Einleitung zu seiner Ausgabe (Göttingen, Dieterich, 1849, nur in dieser Ausgabe steht die Einleitung vollständig, in den späteren ist sie erheblich abgekürzt worden) freilich nur aus einem englischen Original 1787 verdeutschte und nur hier und da, im Verein mit Lichtenberg, erweiterte.

Rollenhagens Froschmäusler wollte ebenfalls und zwar in den kurzen reimpaaren des Originals bearbeiten; er kam indessen nicht über den Prolog und die ersten 50 Verse hinaus, welche Reinhard nach des Dichters Tode aus dem Manuskript edierte, beliebter Korpulenz seiner Ausgabe halber.

Weitere komische Anläufe nahm Bürger 1791 («Akademie der schönen Redekünste») in einem Fragment geliebten Epos «Bellin», dessen Fabel er dem Ariosto entlehnte. Es sind nur zwei Dutzend Ottaven, aber in meisterhafter formeller Behandlung, wie sie vor ihm nur Wilhelm Heinse, der Erfinder der deutschen Ottave Rime und zwar schon 1773 in jener «Laidion» geschrieben hatte, von der Goethe bewundernd meinte, er hätte nicht geglaubt,

dass so etwas in deutscher Sprache möglich wäre.

Der laxen Wielandschen Art angehörig ist dagegen die erst im Musenalmanach von 1794 erschienene «Königin von Golconde» nach Boufflers Prosa. Bei dem Franzosen entschädigt für die Tiefe des Inhalts die natürliche, bezaubernde Frivolität der Behandlung, die Grazie der Sprache, die Eleganz der künstlerischen Abrundung. Allein der leichtfertige Wieland war in der Nachahmung dieser französischen Eigenschaften glücklicher als der tiefere, deutschere Bürger, auf den vielmehr der von ihm hinzugedichtete Schluss zu seiner 1793 erschienenen Übersetzung des übrigens langathmigen und langweiligen Briefes Abälards an Heloise von Pope ausschliesslich Anwendung findet:

Bei dem Tiede mein und seiner Schmerzen  
werde jedrs Hörsers Brust erregt!  
Denn nur der bewege leicht die Herzen,  
welchem selbt ein Herz im Busen schlagt.

Sachen wie die «Königin von Golkonde» oder Wielands «Komische Erzählungen» kommen aber nicht von Herzen und gehen nicht zu Herzen.

Wir wissen aus Althoff, dass Bürger in Göttingen sehr viel nur des Honorars, das heisst des täglichen Brotes wegen schrieb, namentlich die Übersetzungen, wozu auch «Benjamin Franklins Jugendjahre, von ihm selbst beschrieben», Berlin 1792, gehört. Nur aus diesem Grunde

übernahm er auch, zu dem seit 1779 bis zum tode redigirten Musenalmanach, 1791 noch ein neues, in Berlin erscheinendes journal «Die Akademie der schönen Redekünste», das er hauptsächlich durch eigene beiträge speisen musste. Der Musenalmanach brachte ihm durch seinen freund und verleger Dieterich, der ihn überhaupt oft durch vorschüsse unterstützen musste, einige hundert thaler jährlich. Und doch hätte Bürger allein von dem honorar seiner gedichte völlig existiren können, wenn ihm sein eigenster verdienst nicht durch die nachdrucker geraubt wäre. Ueber diese heillosen damaligen rechtszustände klagt er selbst mit gerechter indignation in der vorrede zur zweiten ausgabe seiner gedichte.

Unter den eben geschilderten aufreibenden thätigkeiten begann nun auch Bürger's kranklichkeit mehr und mehr zuzunehmen, das gedicht «Vorgefühl der Gesundheit. An Boie» war leider eine täuschung gewesen und Althoff theilt folgenden stossseufzer seines freundes in nackter prosa mit: «Immerwährende kranklichkeit des leibes belastet mehr denn allzu oft die natürliche kraft und thätigkeit meines geistes mit so drückenden fesseln; sie lähmt dergestalt die lebendigsten springfedern des herzens: dass bisweilen kein leben, kein streben, kein wunsch mir noch übrig zu seyn scheint, als der letzte wunsch aller mühebeladenen und müden, der wunsch, aus einem beschwerlichen zusammengepressten daseyn in die ruhe des nichtseyns hinab zu taumeln.»

Am deutlichsten und ergreifendsten tritt die ganze unglückliche göttinger existenz, in der nur das verhältniss zu den jungen A. W. Schlegel als lichtblick erscheint, uns in Bürger's so sehr schönen, (von dem ersten herausgeber und andern philistern nach ihm als «cynisch und widerwärtig» denuncirten) briefen an Meyer entgegen, die ich daher an dieser stelle nachzulesen bitte. (In dem buche: «Zur Erinnerung an Meyer, den Biographen Schröders.» Braunschweig 1847).

Der bitterste kelch war ihm aber noch für die letzten jahre seines lebens aufgespart: seine dritte ehe. Auf die in den briefen vom 14. märz 1790 an Meyer, vom 22. april 1790 an einen ungenannten (zuerst im Allgem. Litterar Anzeiger von 1799) von ihm selbst erzählte art hatte er sich mit dem «Schwabenmädchen» verlobt. Die vermittlerin dieses bündnisses, eine frau Ehrmann\*) in Stuttgart, hatte die braut als ein vortreffliches und namentlich auch schon gegenwärtig vermögendes mädchen geschildert, mit sicherer aussicht auf mehrere bedeutende erbschaften, und so glaubte Bürger sowohl seinen drei unmündigen kindern eine mutter geben, als auch seine äussere lage durch diese heirat erheblich verbessern zu können.

Zwar warnte ihn Meyer durch ein ihm aus Italien mit der unterschrift «Frau Menschen-schreck» zugesandtes gedicht, und auch seine

\*) Briefe von G. A. Bürger an Marianne Ehrmann. Weimar 1802.



freundin Elisa von der Recke rieth ihm von der heirat ab. Bürger antwortete der letzteren in einem sehr ausführlichen briefe: «Poetischphantasiereich fing mein liebeshandel an: aber ich hoffe — meine ehe soll prosaisch glücklich sein.» Von den übrigen inhalt dieses briefes theilte frau v. d. Recke im Gesellschafter von 1823 noch folgendes mit:

«Vorzüglich ist mir im gedächtniss geblieben, dass Bürger, als durch die geistreichen und gefühlvollen lieder und briefe des mädchens aus Schwaben sein herz und kopf schon ganz gefangen waren, er seine geliebte um ihr bildniss gebeten habe. Dies sei nach einiger zeit angekommen, von einem herzlichen briefe begleitet. Mit ungeduldiger liebe habe er das packet eröffnet, sei aber von angst und schrecken ergriffen worden, als er das schöne bild einer *hardie brunette* erblickte. Ihm war, als schwebte seine sanfte, holde, blonde Molly, in aller milde ihres liebreizes, seiner seele vor. Er sah wieder auf das bild der schönen brünette hin; ihr feuriger blick schreckte ihn noch mehr; er warf das bild und den noch ungelesenen brief auf den tisch, lief aus seinem zimmer, schloss hinter sich zu, und eilte, von wunderlichen gefühlen ergriffen, in's freie. Hier kam er an ein waizenfeld. Die zeit wurde ihm gegenwärtig, da er das lied gedichtet hatte: «O, was in tausend liebespracht etc.» und Molly mit den blonden locken und dem sanften blicke schwebte ihm vor augen. Thränen machten seinem beklemmten herzen luft. Ihm war, als

winkte jede kornähre ihm den gedanken zu: knüpfe kein eheband mit dem poetischen mädchens aus Schwaben! Sinnend, wie er sich aus diesem handel auf ein rechtliche art herausziehen könne, ging er langsam nach seiner wohnung zurück. Hier las er nun den brief und, wenn ich nicht irre, auch das gedicht, welche das bild begleitet hatten. Der brief war so innig, so zart, so liebevoll geschrieben, dass er nun das bildniss von neuem betrachtete, und die in jenem geäußerten gesinnungen mit dem ausdrücke der feurigen augen des portraits zu vergleichen suchte. Wie erstaunte er über den angenehmen eindruck, welchen dieses bildniss nun auf ihn machte! Und Bürger entschloss sich, zu dem ihm jetzt so lieb gewordenen originale zu reisen, das einen noch viel günstigeren eindruck auf ihn machte.»

Man darf Bürger nicht zu hart beurtheilen. Alles was sich gegen die ehe auf seiner seite sagen liess, hatte er selbst der mutter und tochter in seiner ihnen übersandten «beichte eines mannes der ein edles mädchens nicht hintergehen will» eröffnet. Dann erschien er persönlich in Stuttgart und erst nach stattgehabter bekanntschaft fand die trauung, im october 1790 statt. Als Lichtenberg erfuhr, dass die neuvermählten im anzuge seien, sagte er: Gut, ich werde kondoliren; und als man ihm die schönheit der madame Bürger lobte: *Sero Jupiter dipteram inspexit.*

Der letzte brief an Meyer enthüllt in kürze, wie schrecklich dem unglücklichen mann dieser

letzte versuch, sich noch einmal emporzuraffen, ausfiel.

Ausführlich schildert diese jammervollste zeit seines lebens der in der «Ehestands-geschichte»\*) enthaltene brief an die mutter dieses verworfenen weibes, welches das haus eines edlen deutschen dichters geschändet. Diese wahrscheinlich von Reinhard publicirte darstellung ist ebenso zweifellos in jedem worte von Bürger verfasst, der sie sogar für welt und nachwelt bestimmte, als sie von der strengsten wahrheit auch nicht ein titelchen abweicht. Das letztre versteht sich für jeden, der Bürgers charakter kennt, ganz von selbst: zum überflüss ist es jetzt noch durch die von G. Waitz herausgegebenen\*\*) gleichzeitigen briefe der verwittweten Karoline Böhmer (später A. W. Schlegels und zuletzt Schellings gattin) an ihren und Bürger's freund Meyer überall bestätigt. Ich theile die wichtigsten dieser briefe hier mit:

G. 8. März 89.

Bürger, dessen bekanntschaft ich ganz kürzlich gemacht — er führt, wie er selbst

\*) Berlin und Leipzig. Schulz & Comp. 1812. In dem Wiener nachdruck der werke Bürgers von 1812 sind diese «Aktenstücke» ebenfalls abgedruckt, und danach in der Grotteschen Bürger-Ausgabe reproducirt. Der Wiener nachdruck lässt jedoch, wie ich seitdem erfahren, mehrere starke stellen des originales fort.

\*\*) Bei S. Hirzel. 1870. 1. band.

sagt, ein bärenleben und kommt selten aus seiner höhle hervor. Bürger wird auch wohl weggehen; er weiss noch nicht wohin, vielleicht nach Berlin. —

Marburg, 11. Juli 91.

Hätt' ich platz, so schrieb ich Ihnen literar. dinge — von Schiller, der Bürgern um alle menschliche ehre recensirt hat und Bürgern, der sich nur durch ironie zu helfen weiss — eine waffe, die in den händen der meisten schriftsteller, weil sie meistens männer sind, verunglückt und *à plus forte raison* in der seinigen — auch von Bürger dem ehemann, an dem sich die schatten seiner seligen frauen in der lebendigen rächen. —

Göttingen, den 6. Dec. 91.

Ein genauer umgang mit einer gewissen madame Bürger ist den beiden mädchen [Carolinenschwestern], jetzt wieder sehr unvortheilhaft gewesen! Frau Menschenschreck! Du kennst die menschen, du hast wahr prophezeit! Es ist ein kleines niedliches figürchen mit einem artigen gesicht und gabe zu schwatzen — empfindsam wo es noth thut, intriguen-süchtig im höchsten grade — und die gehaltenste coquetterie — der es nicht um einen liebhaber sowohl — ohngeachtet sie auch da so weit geht wie man gehen kann — sondern um den schwarm unbedeutender anbeteter zu thun ist, die ihre ganze zeit damit verdirbt und den kopf dabei verliert. Mir thut's sehr weh für

Bürger — eine vernünftige frau, seinen jahren angemessen, hätte ihn noch zum ordentlichen manne gemacht — aber jetzt droht seiner haus-haltung ein völliger untergang, weil sie sich um nichts bekümmert — nicht einmal um ihr kind — den kleinen Agathon\*), der, seit die leute sich nicht mehr über den nahmen wundern, von aller welt und von der mutter vergessen ist. Nicht ein funken mütterlich gefühl in ihr! — — Bürger fühlt alles und weiss sich nicht zu helfen — ist es denn so schwer, mann neben euch zu sein, sagt mir Tatter. —

8. Dec.

Er wird eigentlich stupide neben ihr — ist still — und starrt mit abgestorbnen augen in das wesen hinein. Neulich klagte er's mir bitterlich, dass er so gar keinen geist mehr habe. — Kommen Sie doch, ihn wieder aufzuwecken — vor ihm netz sind Sie sicher — ein ge-scheuter mann war bis jetzt noch nicht darin. Ach, dann wär's ja zu verzeihn — denn dass ich nicht aus intoleranz so urtheile, versteht sich wohl. Mein liebesmantel ist so weit als herz und sinn des schönen gehn.

Gotha, 10. Mai 94.

Weisst du, dass Bürger sterben wird — im elend, in hunger und kummer? Er hat die aus-zehrung — wenn ihm der alte D. nicht zu essen

\*) Dieses einzige kind der dritten ehe war fast blödsinnig und ist frühzeitig gestorben.

gäbe, er hätte nichts, und dazu schulden und unversorgte kinder. Armer mann! Wäre ich dort, ich ginge täglich hin und suchte ihm diese letzten tage zu verstissen, damit er doch nicht fuchend von der erde schiede. Schreib ihm doch.

Der letzte brief erhält eine eben so trübe illustration durch eine supplik, welche Bürger an das hannoversche ministerium ein jahr vor seinem tode richtete, auf welche er abschläg-lich beschieden wurde, aber eine remuneration von 100 thaler empfang. Wer möchte es ihm übel nehmen, dass er das antwortschreiben, nach seines sohnes Emil\*) erzählung, mit einem derben fluche bei seite warf?

Es war ein tristes ende des stückes, welches so glorreich begonnen. Und dennoch vermochte er noch sich in dem sonett «An das Herz» das eigene schwanenlied zu singen, so rührend schön, wie es nur den auserwählten vergönnt ist:

Wange schon in manchem Sturm und Drange  
wandeln meine Fülße durch die Welt,  
Said den Lebensmüden beigefellt  
ruh ich auß von meinem pflügergange.

Weise sinnend faltet sich die Wange,  
jede meiner Fülßen wehrt und fällt.  
Herz, ich muß dich fragen: was erhält  
dich in Kraft und Fülße noch so lange?

\*) Der sohn Mollys, 1841 in Leipzig in ärmlichen verhältnissen, ohne männliche nachkommen verstorben.

Trotz der Zeit Despotenallgewalt  
fährest du fort, wie in des Ketzers Tagen,  
liebend wie die Bartholomäi zu schlagen.

Aber ach, Aurora hört es kalt  
was ihr Cithon's Rippen heißes sagen —  
Hers, ich wollte, du auch würdest nit!

Am 25. und 26. februar 1794 besuchte ihn der von Schiller so hochgepriesene Schweizer Matthisson. Wohlwollend streckte ihm der bescheidene Bürger die dürre hand entgegen und sagte: Sie haben vier verse gemacht, die mich oft getröstet haben und für die ich Sie einen griff in meine gedichte möchte thun lassen, welchen Sie wollten:

Wenige trübt und nicht begehend!  
plötzlich in der Finstern Grab  
sinkt das Nachtstück ihres Lebens  
wie ein Traumgestalt hinab.

Er deklamirte gedämpft und leise, als wehte die stimme vom stillen Lethes selber hinauf. Wie Matthisson in seinen «Erinnerungen» berichtet, fand er Bürger «abgezehrt, bleich und entstellt, mehr dem tode als dem leben angehörnd, nur seine blauen augen leuchten noch. Man hat mühe seine leise sprache zu verstehen, da seine stimmorgane gelähmt sind.»

Ein ungenannter theilt in Herrig's Archiv (band XXI) mit, dass Bürger noch einen tag vor seinem tode sehr durch eine sendung gedichte des universitätspredigers Volborth erheitert sei:

weil dieselben einen herrlichen beitrug zu seinem «Schofelarchiv» abgegeben hätten.

«Bürger», erzählt sein arzt und biograph, «lernte die über seinem haupte schwebende unüberwindliche todesgefahr erst wenige tage vor seinem ende kennen. Bis dahin nahm bei ihm, wie das bei schwindstüchtigen meistens zu geschehen pflegt, die hoffnung zur besserung mit der krankheit zu; und ich habe es immer für grausam gehalten, solchen kranken das einzige auch noch zu entreissen, was ihnen die natur absichtlich, wie es scheint, gelassen hat, nm ihren bejammernswürdigen zustand erträglich zu machen, — die hoffnung. Erst als ihm selbst die augen über seinen zustand aufzugehen anfangen, gestand ich ihm, dass er freilich jetzt nicht mehr hoffen könnte, von dieser krankheit zu genesen. Weit entfernt, durch diese entdeckung beunruhigt zu werden, antwortete er, es komme ihm nun selbst so vor, und wünschte sich nur einen leichten tode. Er sagte mir, er würde es gern sehen, wenn in seiner todesstunde sich einige freunde um ihn versammelten, und sich, ohne die allergeringste betrübniß zu äussern, in munteren und geistreichen gesprächen unterhielten, indem er die augen für immer schlösse. Allein dazu kam es nicht. Am 8. junius 1794 verging ihm gegen abend der kleine überrest von sprache vollends. Er wollte seinem mehrjährigen rechtschaffenen freunde, dem Herrn Dr. Jäger, der auf seine dringende bitte die vormundschaft über die

kinder übernommen hatte, und mir etwas sagen, konnte aber kein vernehmliches wort mehr hervorbringen. Wir baten ihn, zu versuchen, ob er uns seine meinung nicht schriftlich mittheilen könnte; aber auch die augen versagten ihm ihren dienst; es war und blieb ihm, aller angezündeten lichter ungeachtet, zu dunkel, und indem er den mund öffnete, um mir eine ihm vorgelegte frage mit ja zu beantworten, blies er sanft seinen letzten athem aus, in einem alter von sechs und vierzig jahren, fünf monaten und acht tagen.

So wurde ihm also doch der letzte wunsch gewähret, ihm, der so manchen in seinem leben vergebens gethan hatte, der tod zeigte sich ihm in einer gar nicht schrecklichen gestalt, indem er weder von moralischer furcht, noch körperlicher angst, oder schmerzen begleitet war. Ja, vielleicht würde er ihm, nach allem, was er erduldet hatte, sogar willkommen gewesen sein, wenn er ihn nicht von vier geliebten kindern, -- einer tochter von der ersten frau, einem sohne und einer tochter von der zweiten, und einem sohne von der dritten, -- getrennt hätte. Herr doctor und garnison-medicus Jäger, den er unmittelbar nach jener entdeckung, etwa drei tage vor seinem ende, zu sich bitten liess, versichert, bei wenig menschen, die sich dem tode so nahe gewusst, eine ruhigere gemüthversfassung beobachtet zu haben.

Ueber sein vermögen, welches zur bezahlung der mässigen schulden nicht hinreichte,

die er bei so ungünstigen schicksalen zu machen genöthigt war, entstand ein concurs-process, welcher jetzt der entscheidung nahe ist».

Dr. Althoff's schilderung von Bürger's charakter, aus mehrjährigem umgang geschöpft, erscheint so unparteiisch und trefflich, dass ich aus derselben hier ebenfalls das wichtigste beibringe:

«Was Bürgern, als menschen betrachtet, am meisten auszeichnete, das war ein gemein hoher grad von herzengüte und wohlwollen gegen alle geschöpfe. Ich habe wenige menschen gekannt, welche ihn darin übertroffen hätten. Diese herzengüte und dieses wohlwollen gegen andere zeigte sich nicht blos durch wörtlich geäußerte theilnahme an fremdem unglücke, sondern er pflegte es auf die thätigste art zu beweisen, wie innig und aufrichtig seine theilnahme war. Bei der grossen berühmtheit seines namens wurde er sehr häufig von fremden abenteuern überlaufen, und nicht selten auch von wirklich hilfsbedürftigen gelehrten und künstlern um unterstützung angesprochen. In solchen fällen gab er, der doch selbst nichts übrig, oft das nothwendige nicht einmal hatte, gewöhnlich einige gulden oder thaler, und wären es auch seine letzten gewesen, mit einer so gnnten art hin, dass der empfänger dadurch noch mehr, als durch die gabe selbst, aufgerichtet und zur dankbarkeit und liebe gegen den geber hingerissen wurde. Ich weiss dieses theils als zeuge und theils aus

verschiedenen schriftlichen danksagungen der empfänger. Aber eine einzelne handlung meines freundes muss ich hier noch erzählen, weil sie den adel und das grossmüthige wohlwollen seines herzens, dem nachtragender hass und rachsucht ganz fremd waren, in einem schönen lichte darstellt.

Ein mann, der ihn auf das empfindlichste beleidigt, der ihn um die vom grossvater ihm anvertrauten cautions-gelder betrogen, der ihn bei seinem gerichtsherrn verleumdet, und das memorial an die königliche regierung, worin Bürger so böser dinge beschuldigt wird, verfasst hatte — eben dieser mann, der nun in den armseligsten umständen verstorbene hofrath Liste, dem es an menschenkenntniss gar nicht fehlte, hatte im jahre 1785 den muth, sich schriftlich an den von ihm so schwer beleidigten Bürger zu wenden, mit der bitte: alles vormals geschehene zu vergessen, und ihm in seiner gegenwärtigen noth, da es ihm an allen mitteln fehle, sich und seiner kranken gattin das leben zu fristen, mit einiger unterstützung beizustehen. Bürger vergass auf der stelle alle beleidigungen, wurde aufs innigste gerührt, und bedauerte, dass seine umstände ihn kaum eine gabe von einigen thalern verstatteten. Aber er that etwas, das ihm, bei seiner von jeder art der zudringlichkeit so weit entfernten denkungsart, gewiss weit grössere überwindung kostete, als die aufopferung einer namhaften summe aus seinen eigenen mitteln. Er forderte die angeseheneren

einwohner von Göttingen durch einige zeilen, die er herumlaufen liess, auf, einem durch mangel in's höchste elend versunkenen menschen von ihrem überflusse etwas mitzuthellen. Der mensch, sagte er, habe zwar keine grossen ansprüche auf hochachtung und sein gegenwärtiges unglück sey wohl nicht ganz unverschuldet; aber er habe als unglücklicher ansprüche auf unser mitleiden, und das mitleiden borge ja der gerechtigkeit nicht immer die wage ab, u. s. w. — Der erfolg dieser unternehmung übertraf Bürger's erwartung. Es kamen in wenigen stunden gegen hundert thaler zusammen, die er nebst seinem eigenen schärflein dem unglücklichen mit grosser freude übersandte.

Aber weichheit des herzens und empfänglichkeit für mitleid, selbst mit menschen, die es um ihn so wenig verdient hatten, war nicht der einzige rühmliche zug in Bürger's charakter. Sein moralischer sinn war eben so fein und zart als sein ästhetischer, und seine grundsätze waren gewiss nicht verwerflich, wenn er gleich zuweilen, oder vielmehr oft, verleitet wurde, ihrer zu vergessen.»

Bildnisse von Bürger finden sich: vor dem 35. bande der Allg. deutschen Bibliothek, sehr unähnlich; im Journal von und für Deutschland (1785); vor seiner Gedichtausgabe von 1789 und vor dem Musen-Almanach von 1795. Ferner von J. C. Krüger in gr. 8°, von J. H. Klinger in kl. 4°, und von Riepentz in 12°. Von wem das ganz vorzügliche bild

vor der Dieterich'schen ausgabe von 1844 ist, ist auf demselben nicht angegeben.

Von dem bilde von 1789 sagt Bürger selbst in der «Beichte»: «Das profil soll, wie viele behaupten, mir ziemlich gleichen, wiewol andere dies wieder läugnen . . . Ich habe dunkelblondes haar und blaue augen. Der mund soll ganz verzweifelt hässlich sein. Das liebenswürdigste der weiber pflegte zu sagen: Bürger, es ist kein anderes mittel, man muss dich unaufhörlich küssen, damit man nur den hässlichen mund nicht sehe, den du bisweilen wie ein wahrer tropf hängen lassen kannst.»

Bürger's handschrift war gross, derbe und frei, an Goethe entfernt erinnernd; er unterschrieb sich gern mit dem monogramm GAB. Gegen ende seines lebens wurde freilich auch die handschrift kleiner, krüpplicher, man möchte ihr das gedrückte ansehen. Man vergleiche das facsimile seiner handschrift aus dem jahre 1791 (in der ausgabe von 1844) mit dem aus meinem besitz mitgetheilten facsimilirten brieфе von 1778.

Bürger's und Molly's gräber sind unbekannt. Der als Bürger's grab geltende fleck des St. Johanniskirchhofes, mit einer mesquinen sandsteinsäule, (auf der, sogar *in duplo*, zu lesen «Die Stadt Göttingen dem Dichter Gottfried August Bürger») verunzierte, ist keineswegs sicher als identisch rekognoscirt worden. Nach des todtengräbers erzählung sah ein alter schneidermeister den buchhändler Dieterich auf das grab des dichters eine akazie

pflanzen. An dieser wollte man gegen ende der vierziger jahre, als man auf das grab ein denkmal zu setzen beabsichtigte, die stelle erkennen. Die akazie wurde bei dieser gelegenheit abgehauen, um für das nachher nicht zu stande gekommene denkmal raum zu gewähren. Schon gleich nach Bürgers tode wurde ihm übrigens in dem Ulrichischen, später Seelenischen garten vor dem Albanithore, den er vorzüglich in den ersten morgenstunden der schönen frühlingstage zu besuchen pflegte, eine art von monument gesetzt, eine traurige person — muse oder Germania — an einer urne mit des dichters namen und falschem geburtsdatum. Die 200 thlr., die diese unwürdige pfuscherarbeit gekostet, wurden durch eine sammlung aufgebracht, wozu u. a. der kammerherr graf Harrach in Wien 48 thlr., der assessor baron Kielmannsegge in Güstrow 52 thlr., Dieterich 5 thlr., Nikolai in Berlin 3 thlr., Lichtenberg 2 thlr. und Schiller 1 thlr. 12 gr. beisteuerten. Gegenwärtig steht das mit ölfarbe übertünchte jammerbild, dem viele jahre hindurch die nase fehlte, in den göttinger städtischen anlagen.

Ovid's spruch hat sich nicht erfüllt:

*Pascitur in vivis livor, post fataquiescit*

und Schopenhauer hatte recht zu sagen: «Sie setzen leuten monumente, aus denen einst die nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll. — Aber Bürger'n setzen sie keines.»

## BIBLIOGRAPHISCHER ANHANG.

Die erste original-ausgabe unseres dichters führt den titel:

Schichte

von

**Gottfried August Bürger.**

Mit 8 Kupfern von Chodowickij.

Mit Churfürstl. Sächs. Gnädigstem Privilegio.

Göttingen,

gedruckt und in Kommission

bei

Johann Christian Dieterich.

1773.

Hievon erschien, noch im selben jahr, wol der erste der nach Althoff «zahllosen» nachdrücke, Frankfurt und Leipzig 1778 (ohne die kupfer und das subscribentenverzeichnis) in etwas grösserem oktav und auf weit schlechterem papier als das original. Die erste ausgabe enthält auf 328 seiten 66 gedichte, voran gehen 14 unpaginirte blätter, jedes in zwei

enggedruckten spalten die subscribenten verzeichnend (der preis betrug 1 thlr. 8 gr.); dann folgen XXII seiten «Vorrede». Die sammlung ist chronologisch geordnet und steht vor jedem gedicht das datum seiner entstehung. Wie wenig genau es der dichter indess mit dieser chronologie nahm, ergibt ein von Weinhold zuerst publicirter brief an Boie vom 6. april 1778.

Elf jahre später erschien die zweite und letzte ausgabe von Bürgers hand:

Gedichte

von

**Gottfried August BÜRGER.**

Mit Kupfern.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigstem Privilegio.

Göttingen.

Bei Johann Christian Dieterich.

MDCCLXXXIX.

Dieser titel ist in stahlstich, mit geschmackloser verzierung ausgeführt, gegenüber steht das portrait, das Althoff für das ähnlichste erklärt. Es folgt ein zweiter titel mit deutschem druck, auf welchem «Erster Theil» bemerkt ist. Auf die vorrede (p. 3—42) folgt das «Verzeichniss der Gedichte des ersten Bandes» (p. 43—46)



und dann mit neu anhebender paginirung ein schmutztitel:

Erstes Buch.

Preisliche Gedichte.

Es sind 73 gedichte (p. 3—272).  
Der stahlstichtitel des zweiten bandes lautet:

Gedichte

von

**Gottfried August Bürger.**

Mit Kupfern.

Zweiter Theil.

Göttingen.

Bei Johann Christian Dieterich.

MDCCLXXXIX.

Auf das verzeichniss der gedichte des zweiten bandes (p. 3—6) folgen «Verbesserungen im ersten Bande» (p. 7—10), sodann auf sieben unpaginirten blättern, jedes von durchschnittlich 34 zeilen, das «Verzeichniss der Pränumeranten und Subscribenten». Boie nahm 10, Gleim 4, ein ungenannter für seine freunde 100 exemplare. Auch diese ausgabe kostete 1 thlr. 8 gr., auf schreibpapier 2 thlr.

Eine frische paginirung hebt vom ersten schmutztitel an:

Zweites Buch.

Episch-preisliche Gedichte.

22 gedichte (p. 5 bis 220).

Dann folgt:

Drittes Buch.

Vermischte Gedichte.

49 gedichte (p. 225—296).

Die 1. ausgabe, im cimelienschrank der göttinger bibliothek befindlich, habe ich auf das sorgfältigste mit der 2. in meinem besitz verglichen. Auch die exemplare der 2. ausgabe sind indessen nicht alle authentisch. Der verleger liess heimlich nachschüsse machen, welche druckfehler enthielten. Bürger protestirte hiegegen in einem brief an Dieterich; vom 3. april 1791 (in Westermanns Monatsheften vom mai 1872 abgedruckt) und erkannte nur die «ächte von ihm revidirte auf- lage» an.

Von den 66 gedichten der ausgabe von 1778 hat Bürger nun blos ein ganz bedeutungsloses 14 zeilen langes «Fragment» betiteltes stück, sowie das lateinische original des oben besprochenen zechliedes weggelassen. Die chronologischen daten hat er sämmtlich gestrichen um so mehr, da die anordnung nun-

mehr die allein in der sache begründete, den drei völlig verschiedenen kategorien dieser gedichte allein gemässe geworden war.

Die varianten im einzelnen zwischen den beiden ausgaben sind weder zahlreich noch bedeutend, meist leise änderungen im ausdruck, und stets wirkliche verbesserungen. Die erste ausgabe schloss mit dem lied an den mond (im april 1778), welches hier noch die nachher weggebliebene strophe enthielt, nach der verszeile:

Wollt ich allein dich stumm vorüber gehn,

Besonders da ich jetzt mit einem Bände  
 bei meiner Reimerzeiten, hier und hin  
 im ganzen Werthen teutschen Vaterlande  
 häusiren umzugehn entschlossen bin.

Die 65 aus der ersten in die zweite auf-  
 lage übergegangenen gedichte sind in letztrer  
 also vertheilt: 1 bis 41 (An den Mond) im  
 Ersten Buch «Lyrische Gedichte»; 1 bis 13  
 (Entführung) im Zweiten Buch; und 1 bis 10  
 im Dritten Buch «Vermischte Gedichte». In-  
 sofern ist also die chronologie im grossen  
 eingehalten, dass diese 65 gedichte von 1778  
 überall, unvermischt mit späteren, vorange-  
 stellt worden sind.

Dem text von 1789, der ausgabe letzter  
 hand, ist im einzelnen überall vor der ersten  
 ausgabe der vorzug zu geben.

Inzwischen projektirte Bürger schon 1790  
 eine neue ausgabe seiner gedichte (vergl.

den brief an Meyer vom 20. märz 1790). Der  
 Musen-Almanach von 1792 brachte das Molly-  
 lied «das Mädcl, das ich meine» in einer to-  
 talen umarbeitung unter dem titel «die Holde,  
 die ich meine» mit der anmerkung: «Zur probe  
 der feile, welche mehrere meiner lieder für die  
 ausserordentliche ausgabe erfahren ha-  
 ben, welche nunmehr gewiss, und, wenn an-  
 ders die künstler keinen aufschub veranlassen,  
 zur nächsten L. ostermesse erscheinen wird.»

Obwohl aber nach und nach 205 abon-  
 nenten sich gefunden hatten, kam die ausgabe  
 nicht zu stande, weil Bürger kein ende am  
 corrigiren finden konnte. Auf diese unglück-  
 liche idee des ewigen verbesserns war er durch  
 Schiller's recension gekommen: er wollte, trotz  
 besserer, eigener einsicht, die vermisste «Idea-  
 lität» parforce hineinbringen. Ich verweise  
 von hier auf Bürger's eigene worte in seiner  
 «Rechenschaft über die Veränderungen in der  
 Nachtfeier».

Keinesweges aber will ich hier im allge-  
 meinen A. W. Schlegel's meinung beistimmen,  
 wonach die kunstwerke gleich von selbst kor-  
 rekt zur welt kämen und dem künstler weiter  
 keine grosse arbeit verursachten. Aus den  
 briefen über die «Leonore» ergibt sich, dass  
 Bürger wenigstens auch bei diesem werke die  
 definitive vollendung sich sauren schweiss  
 kosten liess. Althoff erzählt: Bürger habe  
 durch Boies anfängliche strenge kritik die  
 kunst gelernt, *de faire difficilement des vers* und  
 er habe ihn oft versichert: «Er hätte seinen

dichterruhm nicht sowohl ungemeinen talenten, als vielmehr der grossen mühe und dem langen unverdrossenen gebrauche der feile bei seinen kunstwerken zu verdanken. Dazu trieb ihn ein gewisser geschmack an, dem selten etwas ganz schlechtes genügte. Das wäre aber der fehler der meisten mittelmässigen dichter, dass sie sich in jede geburt ihrer muse sogleich verliebten, und sie keiner weiteren verbesserung bedürftig oder empfänglich glaubten. Seine besten gedichte hätten ihm gerade auch die meiste anstrengung beim ausbessern gekostet. — Er veränderte nicht blos einzelne wörter und zeilen; sondern es blieb oft, wie er zu sagen pflegte, kein stein auf dem andern.»

So pflegte auch Goethe und namentlich Heinrich Heine den grundsatz Swifts (wenn auch *cum grano salis* natürlich) anzuwenden: *If you admire anything particularly, strike it out!*

Die künstlerischen ideen kommen allerdings leicht und mühelos, wie im traume: ihre ausführung, die wirkliche produktion eines werkes ist eine geistige herculesarbeit. Ich erinnere hier an das unsterbliche kapitel XXI in der *Cousine Bette* des grossen *De Balzac* «*Ce qui fait les grands artistes,*» und kehre zu Bürgers «ausserordentlicher» gedichtausgabe zurück.

Es war ein grosses glück, dass dieselbe nicht zu stande kam. Wir sind nun berechtigt, die ausgabe von 1789 als ausgabe letzter hand

anzusehen und nur in relativ seltenen ausnahmefällen auf die späteren lesarten rücksicht zu nehmen. Diese lesarten sind von Reinhard zuerst mitgetheilt und in den text aufgenommen, als er im auftrage der Dieterich'schen Buchhandlung, zur befriedigung der pränumeranten, 1796 die neue (3.) ausgabe bearbeitete. Er erklärte in der vorrede, dass er unter den verschiedensten lesarten, die Bürger theils in dem 1. band der ausgabe von 1789, theils auf lose blätter notirt habe, selbständig gewählt habe. Nicht Bürger wählte also, sondern der assessor Reinhard, einer der mittelmässigsten poetaster, die je in Marsyas fusstapfen gewandelt. Ein bestimmter befehl Bürgers, dass die künftige ausgabe etwa diese und nur diese lesart haben dürfe, existirt nicht. Er hatte sich eben nur allerlei marginalien notirt, heute diesen, morgen jenen einfall, übermorgen verwerfend, was er gestern schrieb. Von einer endgültigen redaction war nicht entfernt die rede. Mit um so grösserem recht sagt daher Schlegel, nachdem er bemerkt, dass der liebhaber, der die posthume ausgabe aufschlägt, seine vormaligen liebliche kaum wiedererkennen würde: «Ich glaube, die herstellung des besseren würde keine verletzung der rechte des dichters sein, der zwar mit seinen hervorbringungen nach willkür schalten, aber nichts einmal gegebenes zurücknehmen kann. Konnte doch Tasso, der mit den korrektoren ins grosse gieng, sein umgearbeitetes, mit mühsam

demonstrirten vorzügen ausgestattetes Jerusalem nicht durchsetzen!»

Auf Reinhard's ausgabe der gedichte von 1796 (sie enthielt 133 gedichte — von den 144 der ausgabe von 1789 waren 36 zufolge Bürger's schriftlicher oder mündlicher anordnung weggeblieben, nur 24 nach 1789 entstandene\*) neu hinzugefügt), folgte nach mehreren auflagen bei Dieterich seine «Vollendete rechtmässige Ausgabe» (Berlin, Christiani 1823), über welche er mit Dieterichs in process gerieth. Diese ausgabe von 1823 nahm alle die in der ausgabe von 1796, Bürger's willensmeinung gemäss, fortgelassenen wieder in den text auf und brachte die nummern der gedichte auf 170; alles offenbar nur um seiten zu füllen und honorar zu lukriren. Die von ihm einmal ausgewählten Bürger'schen neuen lesarten behielt er überall bei.

Die bei Dieterich erschienenen ausgaben, von der von 1833 an, drucken nun diesen Reinhard'schen text von 1823 im wesentlichen einfach wieder ab.

Von sehr zahlreichen andern neuen ausgaben zu schweigen, erschien 1869 auch in Brockhaus Bibliothek der deutschen National-literatur eine «Neue vollständige\*) Ausgabe» der «Gedichte», herausgegeben von Julius Titt-

\*) Die nach 1789 entstandenen, namentlich die epigramme, am vollständigsten in Bürger's Werken (Wien 1812); während Tittmann «manche als zur veröffentlichung für die grosse leserwelt nicht geeignet» auslässt.

mann, die ich schon mehrfach zu erwähnen hatte. Auch diese hat sich, ohne jede berücksichtigung der ausgabe letzter hand, die Reinhard'schen lesarten angeeignet, und giebt überdies einen durch mehrere sinnstörende druckfehler\*) entstellten text. Tittmann befolgt ebenfalls die geradezu konfuse anordnung, eine chaotische unordnung, in die Reinhard die gedichte gebracht hat, als er von Bürger's weiser eintheilung in drei bücher willkürlich abwich, die chronologische einführte und nun, beim häufigen mangel von bestimmten chronologischen daten, nach wagen vermuthungen die stücke blind durcheinander warf.

Möchten die künftigen herausgeber ausschliesslich die ausgabe letzter hand von 1789 zu grunde legen! Möchten sie aber auch erwägen was Herder in seiner recension der Althoff'schen biographie sagte: «Bürgers leben ist in seinen gedichten; diese blühen als blumen an seinem grabe; weiter bedarf er, dem in seinem leben brot versagt ward, keines steinernen denkmals. Möge eine freundschaftliche hand Bürgers gedichten ihre flecken nehmen und eine ausgabe solcher gewählter stücke zum bleibenden ruhm des dichters veranstalten!» — und was Bürger selbst 5 jahre vor seinem tode geschrieben: «Es möge das ächte poetische

\*) Z. b. in dem gedichte: *«Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem korn»* lautet die zeile:

*O lieber, das glaube der trügerin nicht*  
bei Tittmann:  
*O lieber, das glaube der tigerin nicht.*

gold seiner gedichtsammlung, welches vermuthlich nur wenige bogen fasse (vgl. oben p. 123), ausgebrannt und von den schlacken gereinigt werden, welche deutschen geist und geschmack vor gegenwart und zukunft entehren könnten,» wobei ihm des Cervantes ausspruch in dem berühmten sechsten kapitel des ersten bandes seines hauptwerkes vorgeschwebt zu haben scheint: *«Ein foliant «Schatz verschiedener Dichtungen». Wenn es ihrer nicht so viele wären, wären sie mehr werth; man müsste das buch erst durchsieben und von den schlacken reinigen, die sich unter den erhabenen stücken befinden.»*



W. S. 5<sup>ten</sup> Nov 1944.  
20

Am liebsten wäre ich ein Spielzeug <sup>des</sup> Meeres  
Superblitz! Am weitesten gehen ~~ich~~ <sup>ich</sup> ~~göbe~~  
wie gewöhnlich aus. ~~Mein~~ <sup>Mein</sup> ~~Gefühl~~, da  
altes Gefell!

Am liebsten wäre ich ~~ich~~ <sup>ich</sup> ~~Mein~~ <sup>Mein</sup> ~~Gefühl~~  
auf einmal ~~besten~~ <sup>besten</sup> ~~ausgefallen~~, ~~den~~  
aber nicht ~~ausgefallen~~ <sup>ausgefallen</sup> ~~man~~  
für wie ~~ausgefallen~~, ~~das~~ <sup>das</sup> ~~ich~~ <sup>ich</sup> ~~nicht~~  
weiß, ob ich ~~ausgefallen~~ <sup>ausgefallen</sup> ~~haben~~ <sup>haben</sup> ~~oder~~  
nicht. ~~Adio!~~

